

**Bericht der Landesbischöfin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland
Ilse Junkermann**

„Wir sind Kirche – in Luthers Heimat“

(Es gilt das gesprochene Wort)

Sehr geehrter Herr Präses, hohe Synode!

Gerne erstatte ich meinen ersten Bericht vor der Landessynode nach zehn Wochen im Amt. Noch bin ich ganz in der Phase, vor allem wahrzunehmen, aufzunehmen, zu sehen und zu hören und die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland kennen zu lernen. Noch sammle ich Eindrücke. Davon will ich berichten.

Zu dem, was ich wahrnehme, kommen meine Deutungen und Fragen: Welche Themen sehe ich auf uns zukommen, welche liegen bereits oben auf? Welche Fragen stellen sich mir? In den ersten Tagen und Wochen habe ich manch einen Korb, oder besser, manch ein Körbchen bekommen. Aber nun nicht, wie es umgangssprachlich verstanden werden könnte, als Ablehnung! Im Gegenteil: Es waren herzliche Willkommensgrüße! Die Körbe waren reich gefüllt mit köstlichen Spezialitäten aus den Regionen unserer Landeskirche. „So schmeckt's hier! So gut schmeckt's hier! Es möge Ihnen hier schmecken!“ So habe ich diese Stärkungen, ja Wegzehrungen verstanden. Und ich kann Ihnen bestätigen: Es schmeckt wirklich gut hier!! Ich zähle nun nicht die einzelnen Köstlichkeiten auf, ich will weder Ihnen noch mir den Mund wässrig machen.

Zunächst hatte ich nur ein kleines Körbchen, um meine Eindrücke und Wahrnehmungen in Papierform darin zu sammeln. Bald schon hat das kleinere Körbchen nicht mehr ausgereicht, dieser größere Korb leistet seither gute Dienste.

Ich werde ihn nun nicht im Einzelnen auspacken. Für meinen Bericht habe ich inhaltlich sortiert, was sich darin wiedergefunden hat. Dies will ich Ihnen nun vortragen!

1. Zum Prozess der Fusion: Gott bewahrt seine Kirche, wir müssen sie nicht selbst schaffen und erhalten. So können wir weniger werden und dennoch fröhlich bleiben

1.1. Der Wille und die Zuversicht, „wir wollen nicht traurig, sondern fröhlich kleiner werden, wir wollen unsere Kräfte zusammenlegen“, der und die hinter der Fusion stehen, sind für mich deutlich spürbar. Ich habe sein Echo vielfältig gehört. Hatte die Fusion bisher schon Kräfte freigesetzt, so sind, so mein Eindruck, weitere Kräfte frei geworden, seit die Fusion auch in dem einen Bischofsamt bzw. in Person der einen Landesbischöfin sichtbar wird.

Allerdings habe ich dies manches Mal auch mit der Frage verbunden gehört: Ist das überhaupt zu schaffen, ein so großes Gebiet? Und: Was trägt die Fusion auf Kirchenkreis- und Gemeindeebene konkret aus? Vielerorts und bei vielen Menschen überwiegen **Freude** und Zuversicht und auch, zurecht wie ich meine, Stolz, die Fusion und die zuweilen schwierigen Begleiterscheinungen bis hierher im Großen und Ganzen bewältigt zu haben.

1.2. Neben dieser Zuversicht und Freude ist allerdings allenthalben auch manche **Angst** oder **Befürchtung** zu merken: Kommen wir mit unserer Tradition noch richtig vor? Haben wir noch Raum mit unseren Erfahrungen in der größeren Kirche? Werden wir, am Rande der nun so großen Kirche, überhaupt noch gesehen? Wie viel Heimat finden wir noch in der neuen Kirche? Und: Bleiben wir im Blick der Leitungsverantwortlichen, auch der Landesbischöfin, wenn die Landeskirche nun so groß ist? Hat ein „sola structura“ das „sola scriptura“ ersetzt? Sprich: Inwiefern sind wir in Gefahr, über den Strukturfragen die inhaltlichen Fragen bis hin zum Studium der Schrift zu vernachlässigen?

1.3 Und ein weiteres: Was für viele schon überwunden ist, ist für andere noch als **Aufgabe** zu bewältigen: Dies wird insbesondere dann deutlich, wenn immer wieder einmal die Frage auftaucht, inwiefern noch in Proporz gedacht und gehandelt werden muss oder nicht. Es wird ja so bleiben, dass die unterschiedlichen Regionen und Prägungen, die deutlich mehr sind als zwei, zum Zusammenwirken und Zusammenklingen des Ganzen der Landeskirche in ihrem eigenen Profil geradezu nötig sind. Solange dies nicht als selbstverständlich gilt, sondern unter Verdacht eines früheren Proporzdenkens gerät, solange versteht sich eben die Vielfalt und das selbstverständliche Recht der unterschiedlichen Regionen, im Ganzen auch vorzukommen, noch nicht von selbst.

1.4 Ein weiterer Teil der noch vor uns liegenden Aufgabe ist: Die neue Struktur will mit Leben gefüllt werden. Der neue, größere Bezugsraum birgt mehr Ideen und Kreativität in sich. Er gewährt auch eine größere Kostenverteilungsmöglichkeit. Insbesondere die übergemeindlichen Dienste können geteilt und deshalb fast halbiert werden. Die Jahre der Förderationszeit haben lange Übergänge geschaffen, so dass möglichst viele mitkommen konnten. Die Frage stellt sich mir: Welche weiteren längeren Übergangszeiten braucht es, damit alle in der einen Kirche ankommen? Oder sind noch längere Übergangszeiten schädlich? Braucht es nicht irgendwann klare Schnitte? Diese Fragen werden uns in den nächsten Monaten und vermutlich auch Jahren in den noch ausstehenden Bereichen der Umsetzung der Fusion beschäftigen. Ich habe den Eindruck, dass manches, was um der Fusion willen zurückgehalten wurde an Vorbehalten und Bedenken, nun, da die Fusion erfolgt ist, noch einmal nach oben kommt und angesehen und besprochen werden will. „Nun muss sich erweisen, dass dies der richtige Schritt war“, so höre ich manche Bedenken jetzt als Erwartung bis hin zu konkreten Forderungen formuliert!

1.5 Und ein Drittes zu der noch vor uns liegenden Aufgabe: **Eine** Kirche der Verschiedenen werden – das braucht noch seine Zeit und das braucht vor allem, sich den gemeinsamen Aufgaben und Herausforderungen, in denen der allgemeine Auftrag der Kirche konkret wird, zu stellen, sie aufzunehmen und gemeinsam zu gestalten. Eine Kirche der Verschiedenen werden – das ist ein Prozess, der nie zu Ende ist, jedenfalls nicht, bis unser Herr Jesus wiederkommt und uns sichtbar eint. Umso elementarer ist es für uns, dass wir die Einheit von ihm her empfangen und uns dies vor Augen halten: Dass wir eins sind, sind wir durch Ihn, der unser gemeinsamer Herr ist, sind wir durch das gemeinsame Hören auf sein Wort und den gemeinsamen Empfang der Sakramente. Das bedeutet im Umkehrschluss: Wir sind nicht eins, weil wir gleich oder ähnlich sind, weil wir so gute Freunde sind und uns so gut verstehen oder ähnliches. Das alles ist Ausdruck unserer Gemeinschaft, aber nicht der Grund. Der Grund unserer Gemeinschaft ist Christus, unser Herr. Das gibt uns große Freiheit für ein Miteinander der Verschiedenen, weil **er** ja uns eint zu seinem Leib. Allerdings sind alle Glieder, alle Regionen und Traditionen herausgefordert, von ihm gerufen, nun zur gegenseitigen Auferbauung, (wie der Apostel Paulus es im Brief an die Römer formuliert in Röm 14,19) dieses einen Leibes ihren Teil beizutragen – und nicht einen eigenen Leib abbilden oder gar schaffen zu wollen – und sei es ein eigener im größeren Ganzen.

Wie konkret diese Aufgabe sich in der Gemeindegarbeit stellt, werden wir im Bericht zur Konfirmandenstudie hören: Es muss uns in eine „gesegnete Unruhe“ versetzen, wie sehr unsere Gemeindegarbeit auf nur einen kleinen Teil der Gesellschaft, auf ein bestimmtes Milieu bezogen ist.

1.6. Was das Leben und Glauben in der **einen** Kirche unterstützt, das ist alles **Gemeinsame**.

Die Kampagne „Gesegnete Unruhe“ hat in Erinnerung gerufen und vor Augen gestellt, welche inneren Kräfte und Anliegen die Menschen in allen Regionen unserer Landeskirche, auch mit Menschen außerhalb der Kirche, verbinden. Die Erfahrung, als Kirche und in der Kirche wesentlich zur friedlichen Revolution beigetragen zu haben, wurde neu gegenwärtig. Viele Veranstaltungen, Podien, Vorträge und vor allem die Montagsgebete im Oktober – und die darauf folgenden Artikel in Zeitungen, regional und überregional, wie die Beiträge im Radio- und Fernsehen haben daran erinnert: Kirche hat einen Auftrag in der Gesellschaft und für die Gesellschaft.

Sich als Kirche in diesem Auftrag in kritischer Situation und ohne das gute Ende absehen zu können, bewährt zu haben, das ist große Ermutigung für ein entschiedenes Mitgestalten der Gesellschaft heute. Dass Kerzen und Gebete, dass über elf Jahre treue kleine Friedensgebetsgruppen eine innere Vorbereitung waren für die große friedliche Revolution – darin liegt eine Glaubenserfahrung, die wir mit auf unseren weiteren Weg nehmen sollten und können. Es ist die Glaubenserfahrung, dass auch das kleine, beharrlich an Gott und seinem guten Friedens- und Gerechtigkeitswillen für alle Welt bleibende Gebet eine Wirkung hat, auch wenn wir sie nicht sofort sehen und überhaupt nicht absehen können. Dass Kerzen und Gebete einmal Kennzeichen einer Revolution auf deutschem Boden sein würden – das hätte sich keiner ausdenken können. Und dass es nicht einzelne Helden und Führungspersönlichkeiten waren, die diese friedliche Revolution gestaltet haben, dass es vielmehr viele, viele sog. einfache Menschen waren, die ausgestiegen sind aus jahrelanger Furcht und Anpassung oder Rückzug hinter Kirchenmauern und eines Tages in den Kirchenräumen und danach auf der Straße Mut und Widerspruch gezeigt haben, daran haben sich so manche noch im Nachhinein staunend erinnert. Und das hat, wie auch die kommunalen und regionalen Gedenkveranstaltungen zu 20 Jahren friedlicher Revolution und Grenzöffnung, einen berechtigten Stolz laut werden lassen. Gut, dass Menschen sich an ihren aufrechten Gang erinnern, sich strecken und aufrechter gehen. Und schön und bewegend, wie sehr die Freude von damals plötzlich wieder mitten unter den Menschen ist!

Zugleich sind diese Erinnerungstage auch wichtig, damit laut werden kann, wie viele Enttäuschungen und zerschlagene Hoffnungen in der Zeit von 1989 bis heute liegen. Dazu gehört auch eine noch kaum öffentlich angesprochene Frage: Wie können die Menschen hier im Land mit den zum Teil erheblichen Brüchen in der eigenen Lebensgeschichte umgehen? Muss das Leben nun ‚politisch korrekt‘ geteilt werden in eine bis vor 20 Jahren „schlechte“ bis „böse“ Zeit und in eine danach „gute“ und „begnadete“ Zeit? Wie differenziert dürfen Übergänge, darf ganz Vermischtes, Uneindeutiges auch laut werden, ohne sich gleich einen „Ostalgie“-Vorwurf einzuhandeln?

Ich denke, wir als Kirche und Christen haben hier eine große Aufgabe, Menschen in der Seelsorge zu begleiten, dass sie ihr Leben mit seinen Brüchen und auch Versagen als Ganzes und vor Gott in Christus Geheiltes sehen können. Die Anteilnahme Gottes am scheiternden und fehlerhaften, zweideutigen Leben sehe ich im Bischofskreuz der Ev. Kirche in Mitteldeutschland zum Ausdruck gebracht: Dass die Plastik kein in vollendete Form gegossenes Schmuckstück ist, sondern sichtbare Spuren der Werkzeuge trägt, mit denen sie bearbeitet wurde, macht deutlich: Gott teilt in Jesu Weg zum Kreuz unsere Verletzungen und unser von so vielem gezeichnetes und angefochtenes Leben. Und: In Jesu Auferstehung öffnet er es hin zu seinem Leben – das sagt das in der Mitte offene

Kreuz. Für mich ist dieses Kreuz ein Hinweis, dass unser Auftrag als Evangelische Kirche in Mitteldeutschland uns ganz dorthin führt – zu den Menschen, die verletzt sind, die mit Brüchen und Versagen leben, die vom Leben gezeichnet sind und nach Heilung und Erlösung suchen.

Modern gesprochen: Wo Menschen nach einem Sinn mitten im Widersprüchlichen suchen, nach einem Ausweg aus dem, was nicht zueinander passt, sollten wir das Gespräch anregen. So ist Versöhnung oder zumindest Schritte dorthin mit denen, die einen einst bespitzelt und verraten haben, eine Aufgabe, die noch mehr vor als hinter uns liegt. Auch wenn viele in unserer Kirche während und unter der DDR-Zeit gelitten haben und sich berechtigt als Opfer verstehen, sollten wir Menschen, die dem Regime nahe standen, nicht in Schubladen sperren. Mit Menschen in Schubladen lässt sich nicht reden und nicht Gesellschaft bauen.

Es ist gut und hat seinen guten Sinn, diese Aufgaben und weitere Herausforderungen nun gemeinsam, in der größeren Kirche, anzugehen und zu bewältigen. Wie wir ‚Kirche für andere‘ sind, darauf kommt es an! Deshalb ist es gut, wenn wir uns nicht mehr so intensiv mit uns selbst und unserem „Überleben“ beschäftigen müssen.

Der erste **Mitteldeutsche Kirchentag** hat Menschen aus der ganzen Landeskirche und aus unseren Partnerkirchen in Weimar versammelt. Die Stimmung war gelassen, heiter, evangelisch frei und fröhlich. Besonders schön war für viele, zu erleben und dazu beizutragen, dass Christen die Stadt prägen können. Überhaupt, dass die Kirchenfahne neben der städtischen und der Europafahne vom Rathaus weht – das hat so manchen immer noch in frohes Staunen versetzt: „Dass das einmal möglich ist – wer hätte das gedacht!“

Allerdings ist durch manche unbedachte Äußerung auch deutlich geworden, dass die Wahrnehmung, dass wir nun eine Kirche sind, noch nicht überall und auf allen Ebenen so angekommen ist, dass es in die Alltagssprache selbstverständlich einfließt.

Dass die Themen der Friedensgebete vor 20 Jahren ebenso wie die Einsichten aus dem Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung hochaktuell sind und weiterer Verbreitung und v.a. Umsetzung in persönliches wie politisches Handeln bedürfen, auch dies ist in den Foren und Veranstaltungen des 1. Mitteldeutschen Kirchentags deutlich geworden.

2. „Wir sind Kirche...“ –

Ein Hauptsatz der friedlichen Revolution, der selbstbewusste Ruf „Wir sind das Volk“ hatte wohl doch mehr reformatorisches Erbe im Hintergrund als manche bis heute vermuten. Mir fällt jedenfalls auf, dass es ein starkes und für alle sehr selbstverständliches Bewusstsein für ein „Wir sind Kirche“ gibt.

2.1 Ich bin positiv überrascht, wie weniger stark das Gefälle bzw. die Abgrenzung zwischen **Haupt- und Ehrenamtlichen** und auch unter den Hauptamtlichen ist im Vergleich zu dem, wie ich es aus meiner früheren Kirche kenne. Ich nehme bei Haupt- wie Ehrenamtlichen ein starkes Bewusstsein und Selbstbewusstsein dafür wahr, dass jeder und jede Getaufte zu Verkündigung, zu Zeugnis und Dienst gerufen ist und dass zu einem Christenleben auch persönliche Frömmigkeit wie Gebet und regelmäßige Bibellese gehören. Natürlich ist dieses Bewusstsein auch im vom Pietismus ungleich stärker geprägten Württemberg da. Aber: Ich erlebe das Miteinander in der EKM bisher so, dass es weniger von Konkurrenz und viel stärker von einem selbstverständlichen Miteinander auf Augenhöhe geprägt ist. (Auch wenn Sie dies persönlich möglicherweise nicht so stark erleben.)

2.2 Eine wunderbare EKD-weite Beachtung und Wertschätzung dieser Praxis des Priestertums aller Gläubigen fand die **Gemeindeagende** aus dem Kirchenkreis Egel. Sie erhielt den Publikumspreis beim Zukunftskongress in Kassel im September (aus über 100 präsentierten Ideen guter Praxis aus der ganzen EKD). Mit den Brüdern und Schwestern aus dem Kirchenkreis Egel freuen wir uns sehr und gratulieren von dieser Stelle aus herzlich! Diese Agenda für die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten nimmt ernst, dass Gemeinde wie die ganze Kirche „im Hören auf Gottes Wort“ lebt (Art. 2 Abs. 2 Verfassung der EKM). Sie will ermöglichen, dass sich die Gemeinde zum Singen, Beten und Hören auf Gottes Wort treffen kann, auch wenn kein/e Ordinierte/r bzw. Prädikant/in oder Lektor/in da ist. Um nach dieser Agenda Gottesdienst zu halten, werden Menschen vor Ort geschult und befähigt– und andere angeregt, doch noch in „ihre Kirche“ am Ort zu kommen.

Dass gerade dafür der Publikumspreis vergeben wurde, zeigt m.E. an, dass die reformatorische Grundeinsicht in allen Reformbemühungen an erster Stelle stehen soll. Es ist die Grundeinsicht, dass der Herr allein seine Kirche durch sein Wort baut und nicht unsere Werke dazu braucht. Martin Luther denkt ja Kirche, ihr Leben, ihre Gestalt und ihren Auftrag ganz von der Rechtfertigung (und nicht z.B. von einer Ämterlehre) her. Er entwickelt keine Kirchentheorie aus einem Bild von „Kirche an sich“, Kirche ist immer „Kirche durch das Wort“ und „Kirche für...“. In seiner zweiten Invokavitpredigt am 10. März 1522 führte er hier in Wittenberg dazu aus: „...Gott tut das alleine und macht, dass das Wort im Herzen lebt. Darum soll man das Wort frei lassen und nicht unser Werk dazu tun.“ Und drei Tage später: „Aber wenn man das Wort frei lässt und es an kein Werk bindet, so rührt es heute den einen und fällt ihm ins Herz, morgen den anderen und so weiterhin. Dann geht es fein still und säuberlich zu, und es wird niemand gewahr, wie es denn angefangen wäre.“

Auf das Wort vertrauen, das selbst wirkt und Kirche baut, ja, erschafft und dazu keine weiteren Anstrengungen oder gar Vorgaben von uns braucht – diese Einsicht ist im Kernland der Reformation präsent. Und die vielen aus anderen Kirchen, die ja selbst mit ihren guten Ideen auf den Kongress gekommen waren, haben mit ihrem Publikumspreis gut evangelisch votiert.

2.3 Die Ergebnisse der 4. EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zeigen einen markanten **Unterschied zwischen Ost und West**. Die Minderheitensituation – also der Verlust bzw. das Weniger an Quantität – hat hier offenbar, wenn Sie mir diesen Begriff erlauben, eine andere Qualität, wenn nicht ein Mehr an Qualität, zur Folge. Die Untersuchung bezieht sich auf den Zeitraum zwischen 1992 und 2002 und hat folgende Ergebnisse, die uns aufhorchen lassen sollten, welche Schätze wir auch als vergleichsweise „kleine Schar“ haben:¹

- Im Blick auf die Verbundenheit mit der bzw. Haltung zur Kirche hat die Untersuchung ergeben, dass eine größere Zahl von Evangelischen (33 % im Osten gegenüber 23 % im Westen) sich seit 1992 stärker mit der Kirche verbunden fühlen. Auch was zum Christsein gehört, ist im Osten deutlicher präsent und selbstverständlicher als im Westen: „Dass die Bibellese zum Evangelisch-Sein gehört, wird 2002 im Osten mit 41 % von fast doppelt so viel Gemeindegliedern bejaht wie im Westen.“² Und: Hätten Sie gedacht, dass im Osten 69 % der Kirchenmitglieder die Kirchensteuer bejahen – gegenüber nur 39 % im Westen? Grabner fasst diesen Abschnitt über die Verbundenheit mit der Kirche so zusammen: „So spielt für eine größere Zahl Evangelischer im Osten die

¹ Alle folgenden Angaben beziehen sich auf die Auswertung durch: Wolf-Jürgen Grabner, Christen in der Diaspora oder die Chance der kleinen Schar. Zum Selbstverständnis evangelischer Kirchenmitglieder in Ostdeutschland, in: Pastoraltheologie 7/2009 (89. Jg), S. 299 ff.

² ebd., S. 306

Beteiligung, die Verantwortung und in Bezug auf die Bibel auch die Mündigkeit eine wichtige Rolle.“ Es habe sich „offensichtlich bei den ostdeutschen Kirchenmitgliedern eine profiliertere evangelische Haltung herausgebildet.“³ Das Kirchengesetz über den ehrenamtlichen Verkündigungsdienst der Lektorinnen und Prädikanten, das morgen in die Synode eingebracht wird, steht für diese Mündigkeit und dieses Miteinander auf Augenhöhe – und dafür, dass Ordination weniger an Hauptamtlichkeit als vielmehr an Berufung und entsprechend gründliche Ausbildung zu binden ist. Dies wird uns noch so manche Diskussion in der Gemeinschaft der Gliedkirchen einbringen – eine nötige Diskussion, in die die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland selbstbewusst ihre Erfahrungen einbringen kann!

- Bei der Einstellung zu Glaubensfragen ist ebenfalls ein deutlicher Unterschied zwischen West und Ost festzustellen: „...die Zustimmung zu dem explizit christlichen Glaubenssatz (Gott in Jesus Christus) hat in Ostdeutschland in den letzten zehn Jahren um zwölf Prozentpunkte... zugenommen“, während es im Westen in dieser Hinsicht kaum Veränderungen gab. Insgesamt zeigen die Untersuchungen, dass sich Kirchenmitglieder im Osten mehr mit inhaltlichen Fragen ihres Christ-Seins auseinandersetzen und beschäftigen als im Westen.
- Auch dem Gottesdienst kommt hier eine größere Bedeutung zu, und v.a. kirchenmusikalische Veranstaltungen werden hier mehr besucht. Dem entspricht, dass „Angebote, bei denen man nicht unbedingt selbst aktiv werden muss, ... im Osten auf eine größere Resonanz“⁴ stoßen.

2.4 „Wir sind Kirche...“ – das gilt auch für das Selbstbewusstsein so mancher Kirchengemeinde. In den wenigen Wochen habe ich viele ganz starke Gemeinden wahrgenommen. Selbstbewusst und zielgerichtet tun sie, „was dran ist“. Sie „dämmern“ nicht eben so vor sich hin. Vielmehr nehmen sie sehr wach wahr, was die „Tagesordnung der Welt“ in ihrem konkreten Umfeld bestimmt.

2.5 „Wir sind Kirche...“ Ein junger Theologiestudent allerdings bringt mich ins Nachdenken. In einem längeren abendlichen Gespräch erwidert er auf meine so sichtlich erfreute Schilderung der politischen Wachheit und des politischen Engagements von vielen Gruppen und Kirchengemeinden: „Das hat die Kirche ja auch in der DDR gelernt, dass alles politisch ist. Aber das persönliche bleibt auf der Strecke. Wer redet über den Glauben, was er ihm oder ihr persönlich bedeutet?“

Sicher darf man das eine – das politische Engagement – nicht gegen das andere – das persönliche Glaubensleben – ausspielen. Dennoch bin ich seit diesem Gespräch besonders aufmerksam, wo diese Suche nach persönlichem Glauben, nach dem Glauben, der mich als Person trägt, laut wird. Dazu gehört die Suche nach verbindlicher Gemeinschaft, auch zwischen Menschen ganz unterschiedlicher Glaubensrichtung bzw. -prägung. Einen dieser Kreise habe ich kennen gelernt. Dass er besonders kritisch bis misstrauisch in der „verfassten“, herkömmlichen Kirche wahrgenommen wird – das bestätigt für mich die Beobachtung des Theologiestudierenden: Neben dem berechtigten politischen Engagement muss Raum sein, damit **Frömmigkeit** und auch neue Formen geistlichen Lebens wachsen können.

In Artikel 3 Abs. 2 sowie in Artikel 21 Abs. 1 unserer Verfassung ist vorgesehen, dass es auch andere Gemeindeformen als die parochiale geben kann. Es wird uns noch sehr beschäftigen, dass „Anderssein“ dieser anderen Formen nicht als bedrohlich und auch nicht

³ ebd., S. 307

⁴ ebd., 313

als das bisherige und eigene in Frage stellend zu sehen, sondern solche „**frommen Kreise**“ aktiv zu fördern und ihnen mitten in der Kirche Raum und Unterstützung zu geben.

Zur Frage nach der Frömmigkeit und dem geistlichen Leben gehört auch der **Leserbrief** in der Kirchenzeitung, der – in etwas rüdem Ton, aber inhaltlich zu Recht, wie ich meine – darauf aufmerksam macht, dass beim 1. Mitteldeutschen Kirchentag in Weimar gerade die Feier des Abendmahls als besondere Verbindung mit dem Herrn der Kirche gefehlt hat.

Eine wunderbare Erfahrung, wie politisches Engagement und Frömmigkeit ineinander wirken, war die Enthüllung eines Epitaphs in der **Pößnecker** Jüdeweiner Kirche. Ein Künstler der unbekannt bleiben will, hat die Namen der Menschen jüdischer Herkunft und / oder Glaubens, die im Nationalsozialismus aus Pößneck deportiert und ermordet wurden, in ein Holzepitaph geschnitzt. Ein anderer, dessen Namen ich jetzt nicht mehr weiß, hat die Namen und Informationen über diese ehemaligen Pößnecker Bürgerinnen und Bürger gesammelt. Die Gemeinde hat beides in ihren Kirchenraum aufgenommen, als Schuldbekentnis, als Zeichen der Umkehr, als geistliche Mahnung: Gesicht zu zeigen, wenn Menschenwürde und –rechte missachtet oder auch nur zugunsten anderer Erwägungen hintangestellt werden. So ist die Jüdeweiner Kirche ein öffentliches und frommes Gegenbild zum Schützenhaus am Ort, das die NPD in Pößneck als ihren Aufmarsch-**Treffpunkt** erworben hat.

2.6. Gibt es auch eine **Grenze** für das selbstbewusste „Wir sind Kirche...“?

Mit meiner Frage, ob vor Ort in einer Kirche überhaupt festliche und frohe einladende Gottesdienste gehalten werden können, wenn weniger als zehn Menschen da sind – mit dieser Frage habe ich, Sie können es sich denken, manch deutlichen Widerspruch provoziert. Dennoch, ich will erst einmal mit der Aussage provozieren, dass ein Gottesdienst erst gefeiert werden soll, wenn zehn und mehr Menschen zusammenkommen. Diese Zahl „zehn“ würde an die jüdische Tradition der Mindestzahl für einen Gottesdienst anschließen. Wenn es weniger sind, sollen und können die Menschen in anderen Formen in ihrer Kirche zusammenkommen: Zur Andacht, zum Gespräch, auch zum Austausch darüber, wer am Ort der Fürbitte und des Besuchs bedarf – und zum Beten darüber und dafür.

3. (Wir sind Kirche...) „...in Martin Luthers Heimat“

3.1 Die Verfassung der EKM steht für das „semper reformanda“. Die Kirche ist eine immer zu erneuernde, zu reformierende. Eben weil sie selbst ganz aus Gottes rechtfertigendem Wort lebt, deshalb kann sie sich nicht in einer bestimmten Struktur oder Ordnung oder Tradition auf Dauer einrichten. Deshalb ist sie „als Gemeinde unterwegs“, frei, mit der frohen Botschaft immer wieder neue Wege zu den Menschen zu gehen.

3.2 Die Verfassung unserer Kirche weist uns auf solche neuen Wege. Bei meinen Besuchen in Konventen nehme ich sie gerne mit und mache deutlich: Es geht nicht (nur) weiter wie bisher. Die neue Kirche hat eine neue Verfassung. In der neuen Verfassung sind neue Aufgaben formuliert. Es geht jetzt und in den nächsten Jahren darum, die Artikel der Verfassung mit Leben zu füllen. Auch darin werden wir eine Kirche, indem wir diese Aufgaben gemeinsam angehen. Wichtige neue Aufgaben, die die Verfassung ausdrücklich nennt, sind:

- In Artikel 11 Absatz 1 ist formuliert: „**Nicht Getaufte** sind eingeladen, am Leben der Gemeinde und der Kirche im Rahmen der kirchlichen Ordnung teilzunehmen. Sie werden von der Kirchengemeinde begleitet und zur Taufe ermutigt.“ – Was heißt das dann konkret, wenn, wie eine Pfarrerin schilderte, Eltern, die nach der Taufe ihres ersten Kindes aus der Kirche ausgetreten sind, nun für ihr zweites Kind die Taufe begehren? Kann und soll der Gemeindegemeinderat rigoros und empört über diesen Ausnutzungs-Versuch ablehnen, wie in diesem Fall wohl geschehen? Oder muss ein Gemeindegemeinderat auf diese Anfrage nicht positiv reagieren und den Eltern antragen, dass sich die Familie mit der Taufe des

Kindes für eine christliche Begleitung der getauften Kinder durch dazu bestimmte Gemeindeglieder öffnet?

Ein anderes Beispiel: Am Rande der EKD-Synode sprach mich die Geschäftsführerin des Vereins „Evangelisches Leseportal“ (das ist der Verband für Büchereiarbeit und Leseförderung) auf folgendes Vorhaben an: Durch eine EKD – Kollekte hat der Verein genügend Mittel, sog. Taufbeutel mit einem Bilderbuch und einer CD für Neugeborene auszustatten und ist jetzt auf der Suche nach einer Kirche oder Region, die diese Taufbeutel übernimmt. Ob die EKM Interesse hat, über ihre Kirchengemeinden diese Taufbeutel an Eltern Neugeborener zu verschenken (vergleichbar den Geschenkpackungen mit Windeln und Babynahrung) und so Eltern zur Taufe ihrer Kinder einzuladen?

Ich fände es ermutigend, wenn sich dafür ein, zwei, drei oder fünf Kirchenkreise fänden. Diese Aktion könnte vom neuen EKD-Kompetenzzentrum für Mission in der Region begleitet werden. Die Auswertung könnte vom sozialwissenschaftlichen Institut der EKD übernommen werden. Das würde bedeuten, dass sich Gemeindeglieder dafür fortbilden und darin begleiten lassen, mit der Kirche fernem Menschen über ihren Glauben und die Taufe und über Gottes Bild vom Menschen zu sprechen. Das wäre ein geistlicher Aufbruch auch für eine Kirchengemeinde. Und weil Wort und Tat zusammengehören: Wenn die Kirchengemeinde dann noch öffentliche Tauffeste und –feiern organisiert (auch dazu gab es beim Zukunftskongress in Kassel schöne Beispiele von der großen Feier für mehrere Familien im Bierzelt), dass sich die Eltern nicht schämen müssen (und vielleicht nur deshalb ihr Kind nicht taufen lassen), weil ihnen die finanziellen Mittel für eine Familienfeier fehlen – der Apostel Paulus würde sich im Himmel von Herzen freuen, wie wir uns seine scharfen Worte an die Korinther über das Teilen auch der materiellen, nicht nur der Geistesgaben, zu Herzen nehmen.

- Ein neuer Weg ist auch in Art. 12 Abs. 2 unserer Verfassung gewiesen: Der Auftrag der Kirchengemeinde, Ausgetretenen seelsorgerlich nachzugehen. Wie könnte das aussehen? In der früheren Thüringer Landeskirche gibt es einige Erfahrungen, wie solches Nachgehen aussehen kann. Ein Pfarrer sagte bei einem Konvent dazu: „Neun von zehn Ausgetretenen kenne ich ja gar nicht, wie soll ich denen nachgehen?“ Ist nicht das ein Teil des Problems, dass Menschen gehen, weil sie nicht oder zu wenig gebraucht werden in der Kirche mit dem, was sie einbringen können? Das kann ja etwas anderes sein als das, was sich die Leitungsverantwortlichen vorstellen, wie das Gemeindeleben aussehen soll. Vielleicht wäre das eine erste Frage an Ausgetretene: „Wie hätten Sie sich gern eingebracht?“ Ich werde die in Thüringen schon erprobte Praxis wieder aufnehmen und die Ausgetretenen anschreiben, um nach den Gründen zu fragen, warum sie ihrer Kirche den Rücken kehren und werde auch diese Frage stellen. Denn, so wissen wir doch auch von Paulus: Jeder Getaufte bekommt mit der Taufe ein Charisma, eine Gnaden-, eine Geistesgabe für die Gemeinde. Und keine dieser Gaben ist zu gering gegenüber anderen. Wie kommen diese Gaben in den Blick der Gemeindeleitung – damit sie erkennen, dass sich Gemeinde von dort her bauen und re-formieren lässt und nicht von Idealbildern oder Konzepten von außen?
- Zu diesem Themenkreis gehört, dass gemäß Art. 21 Absatz 2 die Kirchengemeinde sich in Zeugnis und Dienst allen Menschen an ihrem Ort zuwendet. Das kann sie nur, wenn sie von mehr Menschen mehr und andere Ideen solcher „Zuwendung in Zeugnis und Dienst“ zulässt. Doch das, so schließe ich aus den Berichten von jungen Pfarrern und Pfarrerinnen im Entsendungsdienst, die sie mir auf ihrem FEA-Kurs hier in Wittenberg

vorgetragen haben, solche Öffnung für andere fällt schwer. „Den Schaukasten anders gestalten – für wen denn?“, so wurde einer von ihnen gefragt. Und: „Die, die hier sein können, sind da“, war die Entgegnung auf den Vorschlag eines anderen, öffentlich und mehr Menschen zum Seniorenkaffee einzuladen. Wir brauchen den Austausch nicht nur über die Dinge, die nur mühsam gelingen. Wir brauchen einen guten Umgang mit kritischen Beobachtungen, mit den Dingen, die das Leben und Arbeiten in den Gemeinden vor Ort für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schwer macht. Wir wollen kein Lamento, aber wir dürfen die Enttäuschungen auch nicht unterdrücken, Vielmehr gilt es, mit ihnen konstruktiv umzugehen. Das geht sicherlich nicht von jetzt auf gleich. Dass solch kritische Beobachtungen von den Kolleginnen und Kollegen kommen, die am Dienstbeginn stehen, zeigt mir, dass die sogenannte „Betriebsblindheit“ auch Teil unserer innerkirchlichen Kultur ist. Lassen Sie uns damit anders umgehen als mit Lamento, Frust oder gegenseitigen Belehrungen.

- Ich freue mich, dass die Verfassung neben diesen neuen Aufgaben für die Kirchengemeinden in Artikel 16 Absatz 3 die Pflicht zur Fort- und Weiterbildung aller mit dem Verkündigungsdienst Beauftragten festlegt. Das heißt ja auch: Eine *ecclesia semper reformanda* braucht auch Mitarbeitende, die sich re-formieren, die sich bilden lassen.

Ich empfinde eine große Vorfriede darauf, wie wir in den nächsten Jahren mit diesen neuen Aufgaben aus der Verfassung gemeinsam als Gemeinde und als Kirche unterwegs sein werden. Ich überlege, ob wir einen Innovationspreis für gute Ideen und wagemutige, ungewöhnliche Erprobungen ausloben sollen? Oder andere Mittel und Wege finden, dass die Kirchengemeinden gerne aufbrechen und neue Wege gehen.

Wir haben in der EKM Ausarbeitungen, Untersuchungen und Umsetzungen zum Bereich „Gemeindeentwicklung bei schwindenden Mitgliederzahlen“. Ich nenne die, die ich bisher kennen gelernt habe, sie sind sehr unterschiedlich, kommen ja auch aus zwei Landeskirchen: „Bei dir ist die Quelle des Lebens. Überlegungen und Anregungen für die Gemeindekirche von morgen“; „Gemeinde gestalten und stärken“; „Beteiligungsoffene Gemeindekirche“ und ich nenne die Umsetzung eines Aufbruchs auf neuen Wegen in der Kirchenregion Nördliches Zeit. Schön, dass mich diese Region eingeladen hat! Welche Erfahrungen sie wohl bisher damit gemacht haben, dass die Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst eher von einem Zentrum aus das Leben und die Entwicklung der Gemeinden gemeinsam theologisch bedenken und mit verantworten? Auf der Homepage unter www.noezz.de heißt es: Hier stellt sich „die ‚Kirche in der Region nördliches Zeit‘ mit ihren vielfältigen Gemeinden und Angeboten vor und lässt so andere auch entdecken, wie trotz schwieriger Bedingungen kirchliches Leben bis in die kleinen Orte hinein erhalten werden kann, wenn Gemeinden zusammenarbeiten.“

All diese Erfahrungen, Versuche und Papiere sollten wir noch einmal nebeneinander legen, auswerten und diskutieren. Ich bin überzeugt, angesichts der Vielfalt in unserer Landeskirche gibt es nicht nur ein angemessenes Papier. Es ist gut, dass es verschiedene Überlegungen und Vorschläge gibt, so dass die Verantwortlichen vor Ort entscheiden können, was in ihre Situation und Aufgabenstellung am besten passt. Allerdings sollten wir auf landeskirchlicher Ebene überlegen, mit welchen Unterstützungsmaßnahmen wir die Umsetzung solcher Konzeptionen fördern.

3.3 Zum Kirchesein in Martin Luthers Heimat gehört ganz besonders und gerade die **ökumenische Verbundenheit**. Ich freue mich, dass mein hoch geschätzter Magdeburger römisch-katholischer Amtsbruder Bischof Dr. Gerhard Feige mit seinen neuen katholischen Thesen zur Ökumene, die er zum Reformationstag 2009

veröffentlicht hat, dem ökumenischen Gespräch, der ökumenischen Begegnung und dem Zusammenwirken als Kirchen die Tür weit geöffnet hat. Wir sollten stärker als bisher das zusammen tun, was wir zusammen ohne Not tun können. Und, da stimme ich ihm ganz und gerne zu, wir sollten uns nicht mit den bestehenden Unterschieden abfinden, wir sollten vielmehr weiter nach Annäherung suchen und uns selbst dafür einsetzen. Ich will das, was in meinen Kräften steht, dazu beitragen.

Gemeinsam mit Kirchenpräsident Liebig aus Anhalt und Bischof Dr. Feige hatten wir uns beim Ökumenischen Kirchentag in München für einen von uns zu verantwortenden sachsen-anhaltischen ökumenischen Gottesdienst gemeldet, der aber leider von den Verantwortlichen aufgrund der Fülle der Anmeldungen nicht berücksichtigt werden kann. Auch wenn wir nun selbst nicht im ökumenischer Verbundenheit einen Gottesdienst leiten werden, so ist doch diese Idee wie ein Doppelpunkt für eine engere ökumenische Verbundenheit. Gerade im Kernland der Reformation muss die Trennung der Kirche(n) mindestens ebenso, wenn nicht mehr schmerzen als anderswo auf der Welt. Es ist ein Segen, wie weit z.B. mit der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre vor zehn Jahren das Gespräch gediehen ist – bei allen wirklichen und vermeintlichen Rückschlägen im Verständnis von Kirchesein. Aber kein Gespräch und kein Schriftstück ändert etwas – wenn nicht einzelne Menschen sich auf den Weg machen und Schritte aufeinander zu gehen. Ich bete um Gottes Segen für solche Schritte.

3.4 Schließlich gehört zum Kirchesein in Martin Luthers Heimat die fast schon magische Jahreszahl „**2017**“. Wir stehen vor der Frage, was wir als Evangelische Kirche in Mitteldeutschland mit so vielen bedeutenden Stätten der Reformation zur Lutherdekade und zum Reformationsjubiläum beitragen können. Ein großes Anliegen ist mir, das christliche Bild vom Menschen verstärkt als Zeugnis biblischen Glaubens in aktuelle gesellschaftliche und kirchliche Diskussionen einzubringen. Neben den großen Schätzen reformatorischen Erkennens und Glaubens sollten wir uns auch die Themen vornehmen, die in der Geschichte unseres Landes eine sehr negative bis verheerende Wirkung hatten. Ich nenne nur Luthers Äußerungen zu „den Juden“, aber auch die über die aufrührerischen Bauern.

3.5 Lassen Sie mich als letzten Punkt unter der Überschrift „Wir sind Kirche in der Heimat Martin Luthers“ das folgende Stichwort nennen: **Sprachfähigkeit**. „Dem Volk aufs Maul schauen“, diese große Begabung Martin Luthers ist bis heute eine Aufgabe für uns – immer wieder und immer wieder neu: Dass die Menschen verstehen, was wir als Christen glauben. Dass wir selbst einfach (und das ist die höchste Form von anspruchsvoll) sagen können, was wir glauben, ja, dass wir unseren Glauben in einer Sprache zum Ausdruck bringen können, die Menschen anspricht – und die uns selbst anspricht, so dass wir uns nicht genieren oder gar schämen. – wie weit sind wir davon noch entfernt! Einer, der diese Sprache wunderbar formen kann, hat folgende Sätze den Teilnehmenden des Zukunftskongresses mit auf den Heimweg gegeben. Seine „Neun Sätze der Verlässlichkeit – wofür wir Christen einstehen“ gebe ich gerne an Sie im Anhang zu dieser Rede weiter. Wolfgang Huber wurde am vergangenen Samstag mit großem Dank und ebenso großem Respekt aus seinem Amt als Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz verabschiedet. Das Willkommen für seinen Nachfolger Dr. Marcus Dröge hat mich flugs von der dienstjüngsten unter den EKD-Bischöfen schon eine Stufe auf- (oder abwärts-?) rücken lassen. So schnell geht das!

Ja, Hohe Synode, so schnell geht das!

Meinem ersten Bericht mögen Sie entnehmen: Ich bin hier bei Ihnen angekommen! Ich bin hier gut angekommen und gut aufgenommen worden. Ich danke Ihnen und den Kirchengemeinden und -kreisen, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den vielen Bereichen, für die herzliche Aufnahme, für die offene und unkomplizierte Unterstützung, für die Nachsicht gegenüber der Anfängerin in Luthers Heimat. Ich bin dankbar für die Gemeinschaft im Glauben, die uns miteinander auf die einzige, wahre Heimat weist, die uns aus der Zukunft leuchtet.

Und so bitte ich mit Ihnen für unseren Weg als Evangelische Kirche in Mitteldeutschland:

“Herr, mach uns stark im Mut, der dich bekennt,
dass unser Licht vor allen Menschen brennt!
Lass uns Dich schauen im ewigen Advent. Halleluja!

Welch ein Geheimnis wird an uns geschehn!
Leid und Geschrei und Schmerz muss dann vergehn,
wenn wir von Angesicht dich werden sehn. Halleluja!

Aber noch tragen wir der Erde Kleid.
Uns hält gefangen Irrtum, Schuld und Leid;
doch deine Treue hat uns schon befreit. Halleluja!

So mach uns stark im Mut, der dich bekennt,
dass unser Licht vor allen Menschen brennt!
Lass uns dich schauen im ewigen Advent! Halleluja!“⁵

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!

⁵ Anna Martina Gottschick, EG 154, 1.3-5